

Die Saison war endlich überstanden. Gott sei Dank! Man würde wieder in Ruhe arbeiten, keine gemütlichen Stabende haben können, ohne fortwährend des Alarmerufes gewärtig sein zu müssen, daß heute Diner bei seiner Excellenz, morgen Souper bei einem unaußstehlichen Kollegen, übermorgen — horribile dictu — Jour im im eigenen Hause sei.

Mit einem Seufzer der Befriedigung ließ der Geheimrath sich in seinen Arbeitsstempel fallen, zündete eine Henry Clay an und schlug mit nicht übergroßer Hast den Abendadel auf. Das war eine tolle Jagd diesen Winter gewesen! Donnerwetter, ja, so bunt war es lange nicht hergegangen, wenigstens im eigenen Hause nicht. Er konnte ein kleines ironisches Lächeln nicht unterdrücken, wenn er an den großen Apparat dachte, der doch keineswegs zu dem Ziele geführt, um dessentwillen er einzeln in Bewegung gesetzt war. Ihn konnte es recht sein. Er hatte gar keine Lust, seine kleine Elisabeth schon aus dem Hause zu geben. Aber seine Frau! Sie fing allgemach an, es als eine Art von Fluch zu betrachten, der auf der Familie ruhte, daß Elisabeth mit ihren zweiundzwanzig Jahren nicht schon Frau, mindestens Braut war.

Die Kleine hatte ihren Kopf für sich. Bis jetzt wenigstens war es noch keinem der vielen, von der Mutter bezwungenen Freier gelungen, sich ihr ernsthaft zu nähern.

Der Geheimrath lächelte befriedigt. Es war ihm immer eine Genugthuung, zu denken, daß das frische, gesunde Mädchen sich von der Mutter nicht tyrannisch wie das ganze Haus und er an der Spitze. Und dann lächelte er nicht mehr, denn die Sache hatte nicht nur eine zweite, sondern sogar auch eine dritte Seite, und die sah er nicht veranlaßt aus. Die zweite Seite: die Vermögenslage, die nicht danach war, daß man den Aufwand, ein großes Haus zu machen, um die Tochter zu verheiraten, lange würde aufrecht erhalten können; die dritte, die, daß man, wenn Elisabeth rebellisches Herz und ihr selbstständiger Kopf am Ende aller Enden für einen unbemittelten Mann sprächen, ein entscheidendes Veto würde einlegen müssen. Ja, wenn man es recht überlegte, hatte diese Sache wie ein richtiges Quadrat noch ihre vierte Seite, und zwar eine, über die der Geheimrath mit einem Auge zu lachen, mit dem andern zu weinen geneigt war, während die Geheimrätin nicht nur mit beiden ganz energisch weinte, sondern sich auch mit allen ihr verfügbaren Mitteln gegen diese vierte Seite in Opposition gesetzt hatte.

Elisabeth, modern vom Scheitel bis zur Sohle, eine glühende Anhängerin der Frauenbewegung, hatte sich's nämlich in den Kopf gesetzt zu studieren, Medizin zu studieren, und wie der Geheimrath im Stillen fürchtete, war die Sache in jüngster Zeit durchaus nicht mehr theoretisch geblieben. Im tiefsten Grunde seines Herzens konnte er seiner Kleinen wegen dieses tapferen Entschlusses nicht einmal ehrlich gram sein. Was konnte ein mittelloses Mädchen, das zu viel Verstand und Charakter hatte, um zu heirathen, nur um versorgt zu sein, heute Besseres thun, als sich auf eigene Füße stellen?

Der Geheimrath ließ die Alten, auf die sich eigentlich gefreut hatte, Alten sein, stieß auch keine blauen Ringe aus seiner Henry Clay mehr in die Luft, sondern sah, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend da, die Zukunft seines Lieblings überdenkend. So überhörte er es, daß ein paar mal seine in die Thür seines Arbeitszimmers geklopft wurde, und dann die Thür hinter der schwarzen Portiere sich öffnete.

„Herr Geheimrath!“  
Der in Gedanken Verlorene fuhr ärgert über die Störung, herum.  
„Was giebt es denn?“  
„Herr Geheimrath! Die Frau Geheimrath lassen bitten, ob sie den Herrn auf ein paar Minuten sprechen könne. Es wäre was Wichtiges.“

Im ersten Augenblick kam ihm der Gedanke, sich bei seiner Frau entschuldigen zu lassen. Dann sagte er sich, daß ein Armsweichen absolut keinen Sinn habe. Nach einer Viertelstunde würde das Mädchen wiederkommen, nach einer halben zum dritten Mal und so fort. Besser, er machte die Geschichte gleich ab. Jedenfalls wieder irgend eine häusliche Lappalie, die zu einer gewichtigen Debatte aufgedauert werden sollte.

Er fand seine Frau in hochgradiger Erregung. Sie erzählte ihm in fliegender Hast, daß sie eine Unterredung mit Elisabeth gehabt habe. Jetzt sei das Mädchen wie gewöhnlich davongelaufen, ohne zu sagen, wohin. Ein wahres Glück, daß das nun bald ein Ende nehmen würde — denn diesmal — diesmal käufte sie sich nicht — und nach den Andeutungen, die Elisabeth selbst ihr eben gemacht — sie hätte doch recht gesehen, so viel er es auch bestritten habe — der Professor Heitlinger — vom ersten Augenblick ab habe sich da was abgespielt — und wenn sie auch die Verhältnisse nicht genau kenne — ein so berühmter Kliniker — er solle ja die Seele von ganz Heidelberg sein — und während der paar Wochen, daß er sich hier aufhalte — man munkelte davon, daß es wegen einer hochgestellten Persönlichkeit sei — solle man in Heidelberg ja völlig den Kopf verloren haben.

Der Geheimrath hatte seine Frau ruhig ausreden lassen. Endlich meinte er gelassen:

„Du wirst doch nicht im Ernst daran denken, daß unsere Kleine und dieser gewiß sehr berühmte Herr Professor, der ihr Vater sein könnte, denn ich tagte ihn ungefähr auf meine Jahre —“  
Sie unterbrach ihn rasch, diktierte die Unterlippe vorstehend. „Es genügt ja für Dich, wenn ich etwas bejahe, es prinzipiell zu verneinen. Ich bin es gewöhnt, und es thut mir nicht weh. Ich wollte Dir auch nur mittheilen, daß, um die Sache zu einem raschen, glücklichen Ende zu führen, wir noch eine Gesellschaft geben werden.“

Der Geheimrath verzweifelte sich. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

„Und zwar am nächsten Sonnabend. Weiter in's Frühjahr hinein schied es sich nicht mehr so recht. Nicht zu klein, nicht zu groß, ich denke, so zwischen vierzig und fünfzig Personen, das giebt den jungen Leuten die beste Gelegenheit, sich endgültig zu finden und gründlich auszusprechen. Hier, wenn Du die Liste durchsehen willst.“

Er machte eine schwach abweichende Bewegung mit der Hand. Dann gab er sich noch einen letzten Ruck.

„Sag' mal, Clotilde, ist denn die Gesellschaft durchaus nöthig? Ich meine, wenn diese Beiden wirklich —“

Eine majestätische Handbewegung unterbrach die kaum begonnene schüchtern Einwendung.

„Es wird natürlich arrangirt wie immer. Deine Zimmer werden ausgeräumt. In Dein Arbeitszimmer kommt das Büffet, Dein Schlafzimmers wird Damengarderobe — das Essen wird bei Huster bestellt, die Weine übernimmt Du. Der Professor hat jedenfalls eine feine Zunge für Rheinweine, vergiß das nicht!“

Der Geheimrath war aufgestanden und wandte sich in gekrümmter Haltung zur Thür.

„Noch eins, lieber Wilhelm!“  
„Könntest Du wohl —“ hier machte sie zum ersten Male eine kleine Stodung in dem Redefluß der Geheimrätin geltend — „etwa zweihundert Mark als Voranschlag für nächsten Monat — Elisabeth braucht auch noch ein neues Kleid — eine junge Braut —“

Er war schon an der Thür.  
„Schön, schön! Morgen Mittag sollst Du das Geld haben.“

Alles ging programmäßig seinen Weg, und am Sonnabend schwangen und drängten sich in den völlig auf den Kopf gestellten Räume des geheimrathlichen Paares ungefähr fünfzig Personen durcheinander.

Elisabeth hatte zu dem Arrangement ihrer Mutter kein viel freundlicheres Gesicht gemacht als der Vater. Erst gegen Ende, als sie mit dem Professor gemüthlich in einer Ecke von Papas ausgeräumtem Arbeitszimmer saß, war wieder Sonnenschein in ihr hübsches, kluges Gesicht gekommen.

Als der berühmte Mann dann bald darauf als einer der ersten abgegangen war, hatte er der kleinen Elisabeth verständnisvoll die Hand gedrückt, was von der Geheimrätin mit stolzer Genugthuung bemerkt und kolportirt worden war.

Nachdem der Strom der Gäste sich verlaufen hatte, rief die beglückte Mutter ihre Tochter vor das durch ähnliche Anlässe bereits historisch gewordene Rundsofa. „Zärtliche, als es sonst ihre Art war, strich sie dem Kinde über die runden, weißen Schultern.“

„Hast Du mir nichts zu sagen, Elisabeth?“

„Doch ja, Mama,“ das hübsche Gesichtchen röthete sich, „aber ich möchte gern, daß auch der Papa —“

„Sprich nur, mein Kleines, ich höre schon!“ brummte eine Stimme aus vorgeborgenem Winkel.

„Nun denn, Mama — Papa — der Herr Professor —“ hier stockte das Mädchen.

„Sprich nur, Elisabeth — ich höre es gern!“

Elisabeth sah die Mutter verwundert an.

„Wie denn, Mama, mit einem Mal?“

„Es war ja doch lange mein Wunsch, daß Du, mein gutes Kind, glücklich werden solltest. Ich gebe Dir meinen Segen.“

Die Kleine umschlang die Mutter hämmisch.

„Also Du hast nichts mehr dagegen — Du auch nicht, Papa —? Ihr erlaubt es? — Oh, kann bin ich wahrhaft glücklich! In acht Tagen reis ich mit dem Professor ab, er nimmt mich, wie ich bin.“

Die Geheimrätin glaubte ihren Ohren nicht mehr zu trauen. In acht Tagen, ohne Ausstattung, ohne große feierliche Hochzeit? — War das Mädchen komplet verrückt geworden? Daß ihre Tochter den älteren Mann mit solcher Gluth liebte, war ihrer Beobachtung denn doch epigonen.

Er meinte, es ließe sich noch alles nachholen, nur jetzt dürfe keine Minute mehr verflumt werden.“

Die Geheimrätin sah sich an den Kopf. Der Geheimrath, der aus seinem Winkel gekommen war, stand schmunzelnd daneben. Er hatte die Situation längst begriffen.

Elisabeth sah verwundert von einem zum Andern.

„Ja, Mama, Du sprichst ja kein Wort —“

„Die Geheimrätin hauchte es mehr, als sie es sprach, und sank vernichtet in die Polster des Rundsofas zurück.“

„Und die Kollegengelber —“ fragte der Geheimrath mit trockenem Humor, „Wer zahlt die?“

„Der Alte!“ rief die Kleine led und hing sich an seinen Hals.

Er hielt die Hand fest, die ihm liebtosend ums Kinn gefahren war.

„Kader!“ sagte er und zog sie zur Mama.

„Liebe Clotilde! Ich habe die Ehre, Dir den künftigen Stud. med. und das noch künftige Fräulein Doktor Elisabeth Walter vorzustellen, Schülerin des berühmten Klinikers Professor Dr. Heitlinger an der Universität zu Heidelberg.“

Die Geheimrätin sprang auf.

„Was? Das ist —?“ Sie wollte noch mehr sagen, aber der Geheimrath fiel ihr diesmal in's Wort.

„Des Pudels Kern, ja. Du hast nun einmal Deinen Segen gegeben. Zurück kannst Du nicht mehr.“

„Rein, Mama, und das wirst Du auch nicht wollen, denn „Vorwärts!“ heißt heute die Devise.“ Und dabei leuchteten Elisabeths Augen in einem so hellen, ehrlichen Feuer auf, daß keiner der beiden den Muth fand, ein ferneres Wort zu sagen.

Zu früh.

Student A.: „Ich denke, Du hättest Dir einen neuen Anzug machen lassen.“ — Student B. (ärgertlich): „Ach ja, aber die fatale Zeitlichkeit; wie der Schneider zum Anprobieren kam, habe ich ihn gleich herausgeschmissen... ich dachte, er hätte schon Geld haben wollen!“

Schuldig?

Erzählung von Werner v. Raven.

Durch den allertüchtlichen Schloßparr schritt tänzelnd und lodend der junge Tag. Er griff mit seinen Lichtarmen hinein in die grüne Fluth und streute einen Sprühregen von Sonnenfunken über die vollstarrten Wiesen, welche sich im Schatten der uralten Platanen, Eichen und Buchen hinbehten. Hier schwang nicht der Regen seine Sensen. Sie zeigten noch die ganze schöne Verwilderung des Rosoloto, dessen vom Zeistum verwehte Spuren in den etwas windstiefen, von Epheu und Clematis umspinnenen Urnen und Wildwäntern erhalten blieben. Der Schloßpark war königlicher Besitz und eine von den weniger frequentirten Erholungsstätten der Weltstadtbewohner. Fernab brauste der Lebensstrom vorüber, hier und da ein Klacken und Flimmern von vergoldeten Thürmspitzen aus dem Nebel und über verschlungenen Partanen wo die Einsamkeit. Ein Rauschen und Rausen in den kaum bewegten Baumkronen wie vor Jahrhunderten die Luft klar und mild und rein wie vom Berdehauch des Lebens durchweht, und über dem allen ein stiller, schöner Gottesfrieden... Plötzlich schallten Schritte und Stimmen den verlassenen Waldweg herauf und aus dichtem, ihn verbedendem Buschwerk herod trat ein junges Menschenpaar, dem Liebe und Frohsinn hierher das Geleit hätten geben sollen. Dem war jedoch nicht so. Ihre Blicke gingen schein nach allen

Ende belassen. Und dann die beständige Furcht vor Entdeckung. Meinest wird mit Zuchtstaus bestraft. Glaubst Du denn, das aus einem solchen Bunde uns Segen erblühen kann und Freude und Glück? Nein, wir würden vor einander zittern, einander belauern, fürchten, wellleicht gar würdest Du mich haßen, weil ich um Dein Geheimniß weiß.“

„Wo denkst Du hin!“ Seine Miene war finster; seine Stimme klang rau. „Ich würde darin nur einen neuen Beweis Deiner so oft behaupteten Liebe erwideln, Dich seamen und es Dir einig danken, daß Du mich unter eigener Gefahr von einem so schweren Verdacht, um nicht zu sagen Verbrechen, befreit hast, an dem ich doch ganz unschuldig bin.“ Nach einer Pause angestollten Schweigens beiderseits: „Oder — glaubst Du an meine Unschuld nicht? Hältst Du mich für den Thäter?“

„Rein, Gott nicht!“ rang es sich ihr schwer von den Lippen. „Das nicht — aber —“

„Ich — kann nicht, Ernst...“

„Und wirfst mich zu den Todten, zu den Erlösten — Du!“

„Du willst nicht?“

„Mit einem Ruck machte er sich frei. Ein Beben lief durch seine Gestalt. Sein Blick war vernichtend.“

„Du hast mich nie geliebt!“

„Nie geliebt? Ernst, kannst Du das mit reinem Gewissen sagen?“

fragte sie vorwurfsvoll. „Eben weil ich Dich liebe —“

„Stiebst Du mich preis,“ erwiderte er bitter. „Du bist angeblich von meiner Unschuld überzeugt und hast nicht den Muth, das öffentlich zu betunden.“

„An jedem Ort und jeden Augenblick,“ betheuerte Marie.

„Nun, und was ist das anders, was ich von Dir verlange, als eine Betundung meiner Unschuld in einer so positiven Form, die jeden weiteren Zweifel aufhebt und allen Nachforschungen ein Ziel setzt. Zunächst kommt Du ja auch gar nicht zum Schwur, und wer weiß, ob Deine Betundung vor dem Untersuchungsrichter allein nicht genügt, um mich außer Verfolgung zu setzen. Man folgt um so eifriger anderen Spuren, findet so ben Schuldbian, und wir sind von dem Bann erlöst, der so lange auf uns lastete.“

Mariens Widerstand begann nachzulassen. Sie machte noch einige schüchternere Einwendungen, die er widerlegte. Noch einmal begann er mit atühenden Farben auszumalen, welche schweren Folgen es für ihn und für sie nach sich ziehen würde, wenn sie ihm nicht helfe, nachzuweisen, daß er zur Zeit der That anderswo gewesen sei. Ehre und Freiheit waren dann dahin und Weider Lebensglück vernichtet; denn, als Verbrecher gebrandmarkt, würde er nie daran denken können, seine Hand ihr zu bieten, sie zu betathen. Er würde dann gezwungen sein, unter einem falschen Namen im fernem Auslande zu leben. Würde aber Ueberlegung angenommen, dann war sein Leben verunruhigt, dann hätte er die Schuld eines Andern mit dem Tode. Würde sie dieses Kreuz auf sich nehmen und es tragen können, wo ein Wort von ihr genügt hätte, um ihn schuldlos zu machen?

Marie war ergriffen, erschüttert. Sie kämpfte einen schweren inneren Kampf mit sich selbst, mit jenem unbekannten Dämon, der jeden Menschen inne wohnt und der ihn immer drängt, die Wahrheit zu sagen. Sie bat um Bedenkzeit. Er konnte ihr keine gewähren. Die nächste Stunde schon konnte sein Schicksal entscheiden. Und er mußte wissen, wie er seine Aussage einzureichten habe. Er tappte man ihn auf einer Lüge, dann verschlimmerte das seine Lage bedenklich. Man glaubte ihm überhaupt nicht mehr. Endlich, mit Bitten, Küßen und Drohungen entriß er ihren Lippen das Ja, und dann stürzte er fort, um ihr keine Zeit mehr zu lassen zur Ueberlegung, zum Widerruf.

Gedanken schwankte Marie noch eine Zeit lang zwischen den Büschen hin. Dann kehrte auch sie auf einem anderen Wege, nach der Stadt zurück. Sie war hierher geeilt in der trohen Aussicht auf eine Veröhnung wegen des gestrienen Streites; sie glaubte, nur Reue habe Ernst getrieben, sie um die heutige Begegnung zu bestürmen, und nun brach ganz unvorbereitet diese Raistrophe über sie herein.

Sie hatte gestern Abend ein Concertlokal aufgesucht. Das Unglück führte sie in die Nähe jenes Hartwig, mit dem Ernst seit Langem verfeindet war. Angeblich beleidigende Blicke, die Hartwig auf Marien gerichtet halte, führten zum Streit, der sich, da Beide des Votals verwießen wurden, auf die Straße hinaus fortsetzte. Marie hatte es an Warnungen und Bitten, sich anderswo hinzusetzen oder das Votal zu verlassen, nicht fehlen lassen. Ernst war dazu nicht zu bewegen gewesen. Sie selbst hatte keine sie beleidigende Blicke bemerkt, was sie auch sagte. Darüber kam es dann zwischen ihnen selbst noch zum Streit, und Ernst stürzte fort, um sie allein nach Hause gehen zu lassen. Er ist, ohne Absicht, seinem Begner gefolgt, hörte seinen Hülfeschrei, betämpf seinen Widerwillen und eilt hinzu. Er findet einen Sterbenden. Ein betrunkenen Rowdy hat ihn angerempelt, und als er sich das verletzen, nach ihm gestochen. Andere Menschen eilen herbei und Ernst flieht aus Furcht, für den Thäter gehalten zu werden.

Das war der Hergang, wie er ihn betichtete.

Und kaum hat er sie verlassen, da bricht die Angst und Noth aus ihrem Inneren hervor. Wenn es nun anders gewesen? Er hätte ihr vorgeworfen, mit Hartwig, den sie nur dort Ansehen konnte, im geheimen Einverständniß zu sein, diese Begegnung herbeizuführen zu haben, und Anderes mehr, was seine Wuth und seine Eiferucht ihm einfallen. Wenn er nun jenem nachgerannt war, wen er ihn angerempelt oder gestochen hatte, den verhassten Begner, in dem er jetzt auch seinen begünstigten Nebenbuhler sah! Zwar schalt er sich heut' selbst über solchen albernem Gedanken Ausdruck gegeben zu haben. Aber zwischen heut' und gestern lag die Nacht. Er gefand zu, nicht geschlafen zu haben. Er hatte also vollauf Zeit zu ruhiger Nachprüfung und Ueberlegung. So schmiedete er den Plan zu seinem Mißli, und nun hatte er ihre Mitwirkung bei demselben abgeschmeichelt und abgetroht. Wenn es so war? Von diesen ersten Zweifel stürzte Marie zu anderen fort. War er schuldig? Und wenn er es war, hatte sie dann nicht die heilige Pflicht, das ihr entronnene Ja zu brechen und seine Schuld offenbar zu machen? Aus diesen Wirrnissen kam sie, das liebende Weib, nicht mehr heraus. Sie hörte von seiner Verhaftung und zitterte nun dem Augenblick abgesehen, wo sie ihr Zeugniß abgeben sollte, das Zeugniß, an welchem sein Schicksal, an welchem sein Leben hing. Welche Stunden, welche Tage, welche Nächte! Alles das gerrann in dem schwarzen Flor, der sich nun um ihre Sinne legte. Sie verfiel in ein heftiges Nervenleiden.

Erwacht — zum Licht, zum Leben! Ob aber auch zur Jugend, zum Glück? Er kniet vor ihr und hält sie umfassen. Da strömt ihr alles Vergangene wieder zu. Sie sagt nichts, aber ihre Augen enthalten eine stumme, bange Frage: „Schuldig?“ Er verstiebt sie. Nein, er ist es nicht. Der Schuldige ist längst entdekt und erleidet jetzt seine Strafe. Ernst ist frei. Es hat ihres Zeugnisses nicht bedurft. Wie hat er um ihr Leben gebangt! Und als er nicht mehr hoffen durfte, hatte er nur einen lichten Augenblick von Gott erleht, um ihr sagen zu können, daß seine Unschuld erwiesen worden; den im Fieber hat sie es verrathen, was sie in diese Nacht geführt hat, die schredliche Seelenfolter, der sie fast erlegen war. Seine Worte senten sich ihr wie Balsam in's wunde Herz. Jetzt weiß sie es, sie wird genesen... Durch den allertüchtlichen Schloßparr schreitet müde der Abend. Seine Lichtarme greifen durch das goldbraune Laub und schütten es wie einen Goldregen auf den Weg, welchen ein junges Liebespaar schweigend entlang wandelt — dem Glück entgegen.

Seine Betundung.

Kindsfrau: „Der Kleine ist furchtbar zappelig!“ — Lieutenant: „Ja, der kann es nicht erwarten, bis er Uniform trägt!“

Reid Wäthe.

„Du, die Ella hat einen so reichen Mann getrieh, daß sie jetzt auf Gummireifen fährt.“ — „Die Glücklich! Ich bin nur zu Fuß verheirathet.“

Ja so!

Vater: „Zeit bist Du schon 35 Jahre alt, Moriz... wann willst Du denn endlich Arzt werden?“ — „Ach, weißt Du lieber Vater, zu den jungen Ärzten hat man ja ohnedies kein Vertrauen.“

Ein Feindskneifer.

Richter: „Nachdem Sie den Keller im Hotel erbrochen, haben Sie sich zunächst an den Weinen gelabt?“ — Angeklagter (ein lautes Gesicht schneidend): „Na, gelabt! Könn' ich gerade nicht sagen!“

Unter Kollegen.

„Anläßlich wurden mir wieder die Pferde ausgespannt.“ — „Als Sie ins Theater fahren wollten?“

Gute Beziehung.

„Deinem Onkel schidst Du zum Geburtstag eine Kiste Wein?“ — „Ja, der ist ein alter Schiffskapitän, und da sieht er hie und da eine Flaschenpost gern.“

Eine Perle.

„Ja, meine Tochter macht eine glänzende Partie!... Die ist aber auch ein außergewöhnliches Weib!... Sie hat ihren Doktorshaus selbst bereitet!“

Aus dem Kasernenhof.

Unteroftizier: „Na, Einjähriger, Gymnasium gemessen, Zoologie gehabt — was? ... Und da weiß der Mensch nicht mal, wie viele Pferde 'ne Schwadron hat!“

Verdammung.

Studiofus (zur Vermieterin): „Bei meiner ersten Hauswirthin hab' ich über zwei Jahre gehohnt — und ich glaube, wenn ich die Miethe bezahlt hätte, wohnte ich heute noch da.“

Immer oben.

Richter (zu einem Strolch): „Warum betrinken Sie sich in so diebischer Weise?“ — Strolch: „Um meinen Kammer zu ersäusen.“ — Richter: „Gelingt Ihnen das?“ — Strolch (in schmerzlicher Bewegung): „Rein, er kann schwimmen.“



„Die zärtlichen Verwandten.“



„Das bemooste Haupt.“



„Nathan der Weise.“



„Der Geigenmacher von Cremona.“